



---

**Aus Freude am Lesen**

La Hague im Nordwesten der Normandie: Nur wenige wohnen hier, am Ende der Welt, am Meer, dort, wo die Menschen ebenso schroff sind wie die Natur und das Leben vom Wind, vom Wetter, von den Gezeiten bestimmt wird – bis eines Tages Lambert auftaucht.

Fremde, die hier länger bleiben, gibt es selten; sie werden von den Einheimischen argwöhnisch beäugt, aber Lambert ist nicht wirklich fremd; irgendwie gehört er dazu. Vor vierzig Jahren starben seine Eltern und sein Bruder bei einem Bootsunglück. Nun ist er zurückgekommen, um das dramatische Unglück von damals aufzuklären. Und allmählich bröckelt die Wand des Schweigens, hinter der jeder Dorfbewohner ein Geheimnis zu verbergen scheint ...



CLAUDIE GALLAY, 1961 im Département Isère geboren, gilt als eine der populärsten Schriftstellerinnen Frankreichs. »Die Brandungswelle« stand monatelang auf der französischen Bestsellerliste, wurde mehrfach ausgezeichnet, verkaufte sich allein in Frankreich über 260 000 Mal und erscheint in weiteren elf Ländern.

Claudie Gallay

# Die Brandungswelle

Roman

*Aus dem Französischen  
von Claudia Steinitz*

**btb**



*Für Lucile,*

*»Ihr werdet mich erkennen,  
ich bin der, der vorübergeht.«*

RENÉ-PAUL ENTREMONT



Zum ersten Mal sah ich Lambert am Tag des großen Sturms. Der Himmel war schwarz und niedrig, auf dem Meer toste es schon kräftig.

Er war kurz nach mir gekommen und hatte sich auf die Terrasse gesetzt, an einen Tisch mitten im Wind. Die Sonne ließ ihn das Gesicht verziehen, es sah aus, als würde er weinen.

Ich beobachtete ihn, nicht weil er den schlechtesten Tisch gewählt hatte, und auch nicht wegen seiner Grimassen. Ich beobachtete ihn, weil er genauso rauchte wie du, den Blick ins Leere gerichtet, mit dem Daumen über die Lippen streichend. Trockene Lippen, vielleicht trockener als deine.

Ich vermutete, er sei Journalist – so ein Sturm zur Tagundnachtgleiche konnte ein paar schöne Fotos geben. Hinter der Mole grub der Wind bereits tiefe Wellentäler und vertrieb den Gezeitenstrom *Raz Blanchard* – die schwarzen Flüsse aus den Nordmeeren oder den Tiefen des Atlantiks.

Morgane kam aus dem Gasthof. Sie bemerkte Lambert.

»Sie sind nicht von hier«, sagte sie und fragte, was er wolle.

Ihr Tonfall war mürrisch, wie immer, wenn sie bei schlechtem Wetter Gäste bedienen musste.

»Sind Sie wegen dem Sturm hier?«

Er schüttelte den Kopf.

»Dann wohl wegen Prévert? Alle kommen wegen Prévert ...«

»Ich suche ein Bett für die Nacht«, sagte er schließlich.

Sie zuckte mit den Schultern.

»Wir sind kein Hotel.«

»Und wo finde ich eins?«

»Im Dorf gibt's eins, gegenüber der Kirche ... Oder in La Rogue. Landeinwärts. Da wohnt eine Freundin vom Wirt, eine Irin, sie hat eine Pension ... Wollen Sie ihre Nummer?«

Er nickte.

»Kann ich noch etwas zu essen bestellen?«

»Es ist drei ...«

»Na und?«

»Um drei gibt's nur Schinkensandwich.«

Sie zeigte auf den Himmel und die herannahende Wolkenwand. Die Sonne blitzte dahinter hervor. In zehn Minuten würde es stockdunkel sein.

»Das wird eine Sintflut!«

»Sintflut oder nicht, sechs Austern und ein Glas Wein, bitte.«

Morgane lächelte. Lambert war ein ziemlich hübscher Kerl. Sie hatte Lust, ihn zappeln zu lassen.

»Auf der Terrasse servieren wir nur Getränke.«

Ich trank zwei Tische hinter ihm einen Kaffee. Andere Gäste gab es nicht. Sogar drinnen war es leer.

Aus den Fugen in der Wand wuchsen graublättrige Pflänzchen. Durch den Wind sah es aus, als würden sie klettern.

Morgane seufzte.

»Ich muss erst den Wirt fragen.«

An meinem Tisch blieb sie stehen und trommelte mit ihren roten Fingernägeln auf das Holz.

»Alle kommen wegen Prévert ... Warum sollte man wohl sonst kommen?«



Sie verschwand im Lokal, nachdem sie noch einen kurzen Blick über die Schulter geworfen hatte. Ich dachte, sie würde nicht mehr zurückkommen, aber kurz darauf war sie mit einem Glas Wein, Brot auf einer Untertasse und den Austern auf einem Algenbett wieder da und stellte alles vor ihn hin. Auch die Nummer der Irin gab sie ihm.

»Der Wirt hat gesagt, Austern sind okay, aber draußen ohne Tischtuch ... Und Sie sollen sich beeilen, gleich geht's los.«

Ich bestellte mir noch einen Kaffee.

Er trank den Wein. Sein Glas hielt er nicht richtig, aber er war ein Austernkenner.

Morgane stapelte die Stühle auf, lehnte sie alle gegen die Wand und machte sie mit einer Kette fest. Sie winkte mir zu.

Von da, wo ich saß, sah ich den ganzen Hafen und die *Griffue*, das Haus, in dem wir wohnten – sie mit ihrem Bruder Raphaël im Erdgeschoss, ich allein in der Wohnung darüber. Das Haus stand hundert Meter vom Lokal entfernt, am Ende der Straße, fast schon im Meer. Ohne Schutz. An Sturmtagen nur die Sintflut. Die Leute hier sagen, man müsse verrückt sein, um an so einem Ort zu leben. Sie hatten dem Haus den Namen *La Griffue* gegeben, die Zerkratze, wegen der Tamariskenäste, die wie Fingernägel klangen, wenn sie über die Fensterläden kratzten.

Früher war es ein Hotel gewesen.

Früher, wann war das?

In den Siebzigern.

Es war kein sehr großer Hafen. Ein gottverlassenes Nest, eine Handvoll Männer und ein paar Boote.

La Hague.

Westlich von Cherbourg.

Östlich oder westlich, ich verwechselte es immer.

Ich war im Herbst gekommen, mit den Wildgänsen, vor gut

sechs Monaten. Ich arbeitete für das Ornithologische Zentrum von Caen, beobachtete Vögel, zählte sie. Die beiden Wintermonate hatte ich damit verbracht, das Verhalten von Kormoranen bei großer Kälte zu studieren. Ihren Geruchssinn, ihr Sehvermögen ... Stundenlang draußen, im Wind. Jetzt, im Frühling, beobachtete ich Zugvögel, zählte die Eier, die Nester. Es war eine monotone Arbeit, genau das, was ich brauchte. Und ich suchte nach Gründen für den Rückgang der Zugvögel in der Gegend von La Hague.

Ich wurde schlecht bezahlt.

Aber ich hatte ein Dach über dem Kopf. Und noch nie einen großen Sturm erlebt.

Zwei große Silbermöwen flogen schimpfend über die Boote, den Hals gereckt, die Flügel ausgebreitet, den ganzen Körper dem Himmel entgegengestreckt. Mit einem Mal verstummten sie. Es zog weiter zu, wurde finster, obwohl es noch nicht Nacht war.

Es war etwas anderes.

Eine Drohung.

Etwas, das die Vögel zum Schweigen gebracht hatte.

Man hatte mich gewarnt: Sobald es anfängt, darf man nicht mehr draußen sein.

Die Fischer kontrollierten ein letztes Mal die Vertäuerung ihrer Boote, dann gingen sie fort, alle, einer nach dem anderen. Ein kurzer Blick in unsere Richtung.

Wenn das Meer steigt, sagt man hier, sind die Männer stärker. Die Frauen nutzen die Gelegenheit, um sich an ihnen festzuklammern, egal wo sie sind, in den Ställen oder in den Laderäumen der Boote. Sie lassen sich nehmen.

Der Wind pffte bereits gewaltig. Seine Kraft war noch eindrucksvoller als die der Wellen. Dieser Wind, der die Männer vertrieb.

Es blieben unsere beiden Tische auf der Terrasse, und niemand mehr ringsum.

Lambert drehte sich zu mir um. Er sah mich an.

»Mistwetter!«

Morgane kam raus. »Sind Sie fertig?«, fragte sie.

Sie sammelte seinen Teller, das Brot und meine Tasse ein.

Der Wirt hatte die Latten gebracht und verrammelte schon die Tür.

»Das wird ein Tanz!«, sagte er.

Morgane sah mich an.

»Bleibst du?«

»Noch zwei Minuten, ja.«

Ich wollte zusehen, solange es möglich war. Sehen, hören, spüren.

Sie zuckte die Schultern. Ein erster Tropfen zerplatzte auf der Tischplatte.

»Schiebt eure Stühle ran, wenn ihr geht!«

Ich nickte. Lambert antwortete nicht. Dann rannte sie mit verschränkten Armen los, über die freie Fläche vom Gasthof bis zur *Griffue*, erreichte die Tür und verschwand schließlich im Haus.

Ein erster Blitz zuckte irgendwo über der Insel Aurigny, ein weiterer schon etwas näher. Und dann schlug der Wind die erste Böe gegen die Mole, fast wie an einen Prellbock. Am Schuppen, in dem Max immer sein Boot repariert, klapperten die Bretter. Irgendwo schepperte ein loser Fensterladen.

Das Meer wurde härter, es wurde so schwarz, als würde etwas Unheilvolles es von innen zusammenziehen. Der betäubende Lärm des Windes mischte sich mit dem der Wellen. Beängstigend. Ich schlug den Kragen hoch und stellte meinen Stuhl weg.

Lambert rührte sich nicht. Er zog eine Schachtel Zigaretten aus der Tasche. Er wirkte ruhig, gleichgültig.

»Gehen Sie?«

Ich nickte.

Es heißt, die Windböen an Sturmtagen seien die Toten, die keine Ruhe finden. Verdammte Seelen, die sich ins Innere der Häuser stürzen, um dort zu nehmen, was man ihnen schuldet. ›Man«, das sind die, die zurückgeblieben sind, die Lebenden.

»Sieht man hier manchmal die Sterne?«, fragte er und zeigte auf den Himmel über uns.

»Manchmal, ja.«

»In der Stadt sieht man sie nämlich nicht mehr.«

Der Wind zerfetzte seine Worte.

Er hatte eine ruhige Stimme.

»Wegen der Laternen«, erklärte er.

Er hielt seine Zigarettenschachtel in der Hand. Drehte sie hin und her, eine mechanische Bewegung. Seine Anwesenheit machte die bevorstehende Ankunft des Sturmes noch beklemmender.

»Aber es ist selten, oder?«

»Was ist selten?«

Er zögerte ein paar Sekunden, dann strich er sich mit dem Daumen über die Lippen.

Ich sah ihn an, ihn, sein Gesicht, seine Augen; diese Geste, die er gerade gemacht hatte.

Gleich darauf hörte ich es pfeifen. Ich hatte noch Zeit zurückzuweichen. Der Schatten, der mich ohrfeigte, war rot. Ich spürte, wie etwas meine Wange aufriss. Es war ein Stück Blech, vielleicht zwei Hände breit. Es flog noch zehn Meter weiter, dann drückte der Wind es auf den Boden und schleifte es mit sich fort. Ich hörte es auf dem Kies kratzen. Wie Zähne auf Sand.

Meine Hand befühlte die Wange. Ich hatte Blut an den Fingern.

»Was ist selten?«, hörte ich mich zum zweiten Mal fragen, während ich immer noch auf das Blech starrte.

Er zündete sich eine Zigarette an.

»Die Sterne. In der Stadt sind Sterne am Himmel selten«, wiederholte er.

Dann zeigte er auf meine Wange. »Sie müssen das verarzten.«

Später, in meinem Zimmer, am Fenster, betrachtete ich mein Gesicht, das rote Mal, das das Blech hinterlassen hatte.

Die Schwellung war warm. Man kann sterben, wenn man von herumfliegenden Blechen getroffen wird.

Bleche, Rost.

Er hatte von Städten gesprochen, davon, dass man dort keine Sterne mehr sieht.

Ich desinfizierte die Wunde mit etwas Alkohol und blieb am Fenster stehen. Meine nackten Füße auf den Dielen. Der Abdruck meiner Finger auf der Scheibe. Mein Zimmer mit Blick aufs Meer. Ein großes Bett mit Federdecke. Zwei abgenutzte Sessel. Auf dem Tisch die Kiste mit meinem Fernglas, meiner Stoppuhr und den Büchern über Vögel. Detaillierte Karten mit Fotokopien und Listen. Unten in der Kiste eine Handvoll Stifte. Ein Logbuch.

Sechs Monate führte ich dieses Buch schon. Ich wusste nicht, wie lange ich noch hierbleiben würde.

Früher war ich Biologiedozentin an der Universität in Avignon gewesen. Ich hatte Ornithologie gelehrt und mit meinen Studenten Vögel in der Camargue beobachtet. Ganze Nächte hatten wir dort in Pfahlhütten verbracht.

Nach dir habe ich mich zwei Jahre beurlauben lassen. Ich dachte, ich würde es nicht überleben. Und ich kam hierher.

Mein Vormieter war eines Morgens einfach verschwunden. Vermutlich hatte er die Einsamkeit nicht mehr ertragen. Er hinterließ Essen in den Schränken, Pakete mit Zwieback. Zucker in

einer Dose. Auch Milchpulver und Kaffee in kleinen braunen Packungen aus Papier, auf das ein grüner Baum gedruckt war: *Fairer Handel*.

Bücher. Ein altes Radio. Ein Fernseher, ohne Bild, nur Ton.

Zwei Flaschen unter der Spüle. Untrinkbarer Wein, Plastikgeschmack. Ich habe ihn trotzdem getrunken, allein, an einem Tag bei schönem Wetter.

Ich lief von einem Fenster zum anderen. Noch nie hatte ich einen so schwarzen Himmel gesehen. Landeinwärts, über dem Hügel, türmten sich die Wolken zu einer Bleikappe. Die Boote schaukelten. Lambert saß nicht mehr auf der Terrasse, er stand am Kai. Die Jacke geschlossen, die Hände in den Taschen, ging er auf und ab.

Noch regnete es nicht, aber die Wolken hatten sich zusammengeballt, bildeten eine bedrohliche, von Blitzen durchzuckte Wand über dem Meer, die allmählich näher kam. Der Donner begann zu grollen. Lambert lief ein paar Schritte in Richtung Mole, aber der Wind war zu stark, er kam nicht voran. Ich nahm mein Fernglas zur Hand und richtete es auf sein Gesicht. Tropfen peitschten ihm über die Wangen.

Er blieb minutenlang stehen, dann blitzte es, und der Regen stürzte herab.

Am Hafen stand nur ein Auto, seins. Keine Menschenseele, nur wir drei in der *Griffue*.

Wir drei, und er draußen.

Er stand im Regen.

Eine erste Welle spritzte über die Mole. Andere folgten. Und gleichzeitig setzte Höllenlärm ein. Ein Vogel, wohl von der Wucht des Windes überrascht, prallte gegen mein Fenster. Es war eine große Silbermöwe. Sie blieb ein paar Sekunden mit er-

stauntem Blick kleben, dann ergriff der Wind sie wieder, riss sie weg und trug sie fort.

Das Gewitter explodierte. Die Brandung schlug gegen das Haus. Ich drückte das Gesicht ans Fenster und versuchte hinauszusehen. Die Laternen waren erloschen, es war stockfinster. Im Leuchten der Blitze schienen die Felsen, die den Leuchtturm umgaben, zu bersten. So etwas hatte ich noch nie erlebt.

Als ich zum Hafen schaute, sah ich, dass Lamberts Auto nicht mehr dastand. Es fuhr in Richtung Dorf. Die Rücklichter entfernten sich. Und dann nichts mehr.



Es dauerte Stunden, eine wahre Sintflut. Bis man nicht mehr sagen konnte, wo Land war und wo Wasser. Die *Griffue* schwankte. Ich wusste nicht mehr, ob der Regen gegen die Scheiben peitschte oder ob die Wogen so hoch schlugen. Mir wurde schlecht. Also blieb ich einfach stehen, die Wimpern an der Scheibe; mein Atem war heiß, ich hielt mich an den Wänden fest.

Unter der Gewalt des Sturms schlangen sich die schwarzen Wellen wie Leiber ineinander. Es waren schwer beladene Wasserwände, die vorwärtsgepeitscht wurden, ich sah sie kommen, mit Angst im Bauch, Wände, die an die Felsen prallten und unter meinem Fenster zusammenstürzten.

Diese Wellen, diese Brandung.

Ich fand sie großartig.

Sie machten mir Angst.

Es war stockdunkel. Mehrmals dachte ich, der Wind werde das Dach abreißen. Ich hörte die Balken knacken.

Ich zündete Kerzen an. Sie zerschmolzen, weißes Wachs floss auf das Holz des Tisches. Ein seltsamer heißer Film. Im Licht eines Blitzes sah ich den Kai, der völlig überschwemmt war, als sei das Meer über das Land getreten und habe alles verschlungen. Es hörte nicht auf zu blitzen. Blitze wie Eisenstangen. Raphaël war in seinem Atelier, dem großen Raum direkt unter

meinem Zimmer. Ein Holzboden trennte uns. Ich hörte ihn, und ich konnte ihn auch sehen, ich musste mich nur auf den Boden legen und mein Auge gegen einen kleinen, nur ein paar Millimeter breiten Spalt zwischen den Dielen unter dem Teppich pressen.

Alle sagten, es sei unmöglich, hier zu leben, so nah am Meer. So nah, dass man dachte, man sei drin.

War es Tag? Nacht? Ich versuchte zu schlafen, doch es war zu warm unter der Decke. Zu kalt ohne. Ich schloss die Augen, sah das Blech vor mir. Seinen Schatten. Ich hörte Lamberts in die Dunkelheit getauchte Stimme, das unangenehme Schaben des Blechs. Das Ticken der Uhr an meinem Handgelenk, alles vermischte sich. Ich wachte auf, schwitzend.

Das Ofenrohr führte durch mein Zimmer, es wärmte die Luft und ging durchs Dach nach draußen. Das Rohr war aus Weißblech. Die Hitze ließ es vibrieren.

Raphaël lief umher, ich hörte seine Schritte wie die eines Raubtiers in seinem Käfig, er hatte wohl Angst um seine Skulpturen. Nichts als Gips und Lehm. Er sagte, es müsse nur eine Scheibe zerspringen, und alles sei hin.

Seinen Ofen stopfte er mit Holzscheiten voll, als könnte das Feuer das Meer zurückweichen lassen.

Ich hörte, wie er brüllte:

»Das Haus hat gehalten, es wird weiter halten!«

Ich drückte mein Gesicht an die Spalte. Er hatte die großen Kerzen angezündet. Mit den Statuen wirkte sein Atelier wie eine Kirche.

Dann sah ich mir meine Verletzung im Licht einer Kerze an. Die Wunde war dunkel geworden, beinah violett. Ich wärmte meine Handfläche an der Kerzenflamme, legte sie an die Wunde.

Ich steckte Streichhölzer ins Wachs und starrte weiter auf den rostigen Fensterrahmen. Am Ende erinnerte die Kerze an eine Voodoo-Puppe.

Die Leute hier nennen mich *La Griffue*, sie nennen mich auch *La Horsaine*, die Zugereiste, die, die nicht hier geboren ist. Alle, die hier vor mir gewohnt haben, bezeichneten sie so. Auch diejenigen, die nach mir kommen, werden sie so rufen. Und jemand wird kommen.

Raphaël nennt mich Prinzessin.

Für Lili bin ich Miss.

Für dich war ich *die Düstere*. Du sagtest, es sei wegen meiner Augen und wegen all dem, was sie bedrücke.

Seit Monaten bin ich ohne dich. Dein Fehlen besetzt alles. Es verschlingt sogar die Zeit. Sogar dein Bild.

Mit dem Morgen enthüllte das Tageslicht eine tote Heide. Noch immer regnete es, und der Wind pff. Er glitt über die Wasseroberfläche, riss lange Fetzen von fettem Schaum los und warf sie woanders wieder ab. Traurige Pakete. Im Hafen kämpften die Boote, um nicht zu sinken.

Ein Auto kam vom Dorf herunter und blieb dann stehen. Es machte kehrt, ehe es den Kai erreicht hatte.

Der Wind drehte, es war jener Augenblick der Stille, in der das Meer die Wellen hochhebt und wieder mit zurücknimmt.

Ich schlief, um ein paar Stunden von den langen schlaflosen Nächten nachzuholen. Vergangenen Nächten. Kommenden Nächten.

Später trank ich Kaffee, wühlte im Schrank in einem Stapel von *Paris Match*-Zeitschriften, alte Nummern, darunter die Hochzeit von Grace Kelly und der Tod von Jacques Brel. Schwarz-Weiß-Fotos. Alte Zeitungen. Ich förderte Staub zutage, Fetzen von Papier, das die Ratten angenagt hatten. Ein Vogelskelett. In einer Zeitschrift fand ich ein Foto von Demi Moore. Ich legte es beiseite, um es Raphaël zu geben.

Ich entdeckte eine Biographie über Teresa von Ávila und das

Tagebuch von Ety Hillesum. Eine Postkarte von Hopper zwischen den Seiten eines Buches, ein Mädchen an einem Tisch in einem Café. Die Wände grün gestrichen. Ich legte das Buch zurück und behielt die Karte.

Dann ging ich in den Flur. Die Nordwand war feucht. Entlang der Scheuerleisten und auf den Stufen sickerte Wasser ein. Die weißen Spuren an den Wänden kamen vom Salz.

Rechts befand sich der Lichtschalter. Die Wand bröckelte. Die Tapete hielt nicht. Sie löste sich in großen Bahnen, die wie Vorhänge herabhingen. Andere Türen führten zu leeren Zimmern. Ein altes Telefon mit grauer Wählscheibe war am unteren Ende der Treppe an der Wand befestigt – schon lange außer Betrieb. Wenn wir telefonieren mussten, benutzten wir die Zelle am Kai, dazu brauchte man eine Karte. Sonst konnte man auch zu Lili gehen oder zum Gasthof am Hafen.

Raphaël sagte, im Notfall müsste man auf die Knie fallen und beten. Darüber konnte er lachen.

In der Diele hing eine ganze Reihe hölzerner Briefkästen. Auf einem stand Raphaëls Name: R. Delmate, Bildhauer. Es gab noch andere Namen, aufgeklebte, halb abgelöste Etiketten. Und ein Schild aus Emaille: *Bitte die Tür schließen*. Das stammte von früher, als das Haus noch ein Hotel gewesen war.

Später wurden hier möblierte Zimmer vermietet.

Die Leute waren alle weggegangen. Die Etiketten waren geblieben.

Ein ausgestopfter Hund stand auf einem Regalbrett über der Tür. Raphaëls Hund. Er hieß Diogène. Angeblich war er vor langer Zeit in einer Gewitternacht gestorben – vor Angst. Die Panik hatte ihm den Magen umgedreht. Das kommt bei Hunden manchmal vor.

Ich ging mit vorsichtigem Schritt die Treppe herunter, die Hand um das Geländer geklammert.

Raphaël stand im Flur. Er hatte die Haustür einen Spalt geöffnet, versuchte hinauszusehen, vor die *Griffue*. Es war zu dunkel, zu viel Wind und einfach unmöglich, auch nur ein Stück vom Hof zu erkennen.

Er schloss die Tür wieder.

»Wir müssen warten.«

»Was ist denn da passiert?«, fragte er, als er meine Wange sah.

Ich legte die Hand drauf.

»Das war ein Stück Blech, das durch die Luft geflogen ist ...«

»War es verrostet?«

»Ein bisschen ...«

»Hast du es desinfiziert?«

»Ja.«

Er sah sich die Wunde an und verzog das Gesicht. Er hatte zwei Jahre in den Slums von Kalkutta verbracht. Ab und zu sprach er davon, was er dort gesehen hatte.

»Bist du geimpft?«

»Ich habe Alkohol draufgemacht.«

Er zuckte mit den Achseln.

Der Fernseher lief. Morgane schlief zusammengerollt auf dem Sofa, eine Hand geschlossen vor dem Mund. Mit ihren runden Hüften und den schweren Brüsten glich sie einer Skulptur von Botero. Die Ratte schlief bei ihr, versteckt zwischen den üppigen Bauchfalten.

Raphaël ging zu seiner Schwester.

»Ich frage mich, wie sie bei so einem Getöse schlafen kann.«

Er hob eine Haarsträhne hoch, die über ihrem Gesicht lag, und strich sie hinter ihr Ohr. Eine unendlich zärtliche Geste. Die Strähne fiel wieder nach vorn.

Er wandte sich ab.

Er kochte Kaffee.

Seine Bewegungen waren langsam. Er hatte Zeit, wie alle hier.

Morgane roch den Kaffee. Sie gähnte und schob die Decke weg, ohne wirklich die Augen zu öffnen. Dann schleppte sie sich bis zu uns.

»Morgen, ihr beiden.«

Ihr Haar war zerzaust, der Rock zu kurz über zu breiten Hüften. Sie schmiegte sich an ihren Bruder.

»Heut Nacht hat's ein bisschen geknallt«, sagte sie.

Raphaël lächelte.

»Ein bisschen, stimmt ...«

Ich sah sie an. Ich war knapp über vierzig, Raphaël knapp darunter. Morgane war die Jüngste, dreißig im Juli. Ein Nachzügler, pflegte sie zu sagen, das sind die Schönsten!

Sie trank einen Schluck aus Raphaëls Tasse. Das machte sie oft. So wie ich bei dir. Früher. Morgens. Ich habe mich an dich gedrückt, weil ich deine Wärme brauchte. Danach war dir immer so kalt gewesen, bis du es nicht mehr ertragen hast.

Raphaël machte die Tür auf. Wir sahen uns an und gingen los, alle drei, seltsame Überlebende, die Füße in unseren Stiefeln. Überall lagen Äste. Riesige Pfützen. Der Wind pfiff immer noch, aber er hatte an Kraft verloren. Das Boot von Max hatte standgehalten, da lag es, geborgen unter seinem Schutzdach, gut verkeilt.

Wir liefen einmal ums Haus, dann in den Garten. Meerseite. Es roch nach Salz.

Ich fand den zerfetzten Körper der großen Möwe, die gegen meine Scheibe geprallt war. Halbe Balken, zerbrochene Kisten.

Die Wellen hatten nachgelassen. Das Ufer war mit einer dicken gelben Schaumschicht bedeckt, darin überall Algen in Büscheln wie kräftige Haarbälle, die jemand dort ausgespien hatte.

Die alte Nan stand auf der Mole, die Arme über dem Bauch gekreuzt. Dort, lange vor allen anderen, aufrecht, reglos, ihr Kruzifix in der Hand, stellte sie sich dem Meer entgegen. Sie trug ihr Sturmgewand, ein langes schwarzes Kleid, ein dicker Stoff; wer sie kannte, sagte, dass man darin mit schwarzem Faden gestickte Wörter lesen könne. Wortfäden. Und dass diese Wörter ihre Geschichte erzählten.

Nans Geschichte.

Man sagte auch, dass sie einst einen anderen Namen ge-



Claudie Gallay

## **Die Brandungswelle**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 560 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74313-1

btb

Erscheinungstermin: November 2011

La Hague im Nordwesten der Normandie: Nur wenige wohnen hier, am Ende der Welt, am Meer, dort, wo die Menschen ebenso schroff sind wie die Natur und das Leben vom Wind, vom Wetter, von den Gezeiten bestimmt wird – bis eines Tages Lambert auftaucht.

Fremde, die hier länger bleiben, gibt es selten; sie werden von den Einheimischen argwöhnisch beäugt, aber Lambert ist nicht wirklich fremd; irgendwie gehört er dazu. Vor vierzig Jahren starben seine Eltern und sein Bruder bei einem Bootsunglück. Nun ist er zurückgekommen, um das dramatische Unglück von damals aufzuklären. Und allmählich bröckelt die Wand des Schweigens, hinter der jeder Dorfbewohner ein Geheimnis zu verbergen scheint ...

 [Der Titel im Katalog](#)